

Gerissene Gaukler

The Killers präsentieren sich in der Berliner Max-Schmeling-Halle als Band ohne Eigenschaften

VON JÖRG WUNDER

Kein Song hat in den letzten Monaten für so leidenschaftliche Kontroversen gesorgt wie „Human“. Die im September 2008 erschienene erste Single aus dem dritten Album der Killers wird gehasst von allen, die das Lied mit seinen Stampf-beats und dem debilen, aber unglaublich



Aus Las Vegas. The Killers. Foto: T. Mundkowsky

eingängigen Refrain als Ausverkauf an ein hässliches Eurodisco-Revival und Geschmacksverirrung einer zu großen Hoffnungen berechtigenden Band bewerten. Von den etwa 12 000 Zuschauern in der ausverkauften Max-Schmeling-Halle dagegen wird der Konzert-Opener „Human“ genau dafür bejubelt, dass er mit dem Märchen der vom Pfad der Tugend abgekommenen Gitarrenband sofort auf-räumt: Die Killers sind den Weg vom schummrigen Indie-Dancefloor zum La-sergewitter der Großraumdisko konse-quent zu Ende gegangen. Und es wird deutlich, dass dies wohl schon immer ihr Ziel war.

Auch einige der älteren Stücke bekom-men durch dezente Änderungen im Ar-rangement und untergeschobene Vier-vierteltakte den nachträglichen Baller-mann-Wumms. Im Grunde waren be-reits die frühen Singles „Somebody told me“ und „Mr. Brightside“, die heute zum Standardrepertoire jedes Indie-DJs ge-hören, durch Gitarrenpop-Elemente nur notdürftig getarnte Techno-Bomben, an die neue Songs wie „Spaceman“ oder „Lo-sing Touch“ nahtlos anknüpfen.

Live löst das beachtliche Mitklatsch-, Mitsing- und Mitspring-Choreografien aus, die die übliche Dynamik bei In-die-Pop-Konzerten überbieten. Nicht um-sonst heißt es in dem triphoppigen

„Tranquilize“: „Deadbeat Dancers come to us and stay.“

Als Band scheinen die Killers zuse-hends hinter ihrer Musik zu verschwin-den: Sänger Brandon Flowers wirkt zwar weniger verstockt als früher und gibt auch schon mal den Gockel auf den Moni-torboxen. Performer-Qualitäten sucht man indes vergebens, auch wenn das Pu-blikum jeden Animationsversuch enthu-siastisch bejubelt. Selbst die eitlen Gitar-renheldenposen von Dave Keuning sind zur Rarität geworden: In der Disko ist das Gitarrensolo überflüssig. Es zählt die In-tensität und Dichte des Sounds, zu dem Keuning mit seinem imposanten Arsenal an Effektgeräten sicher etliches beisteuert. Man kann bloß nicht mehr sagen, was eigentlich.

Deutlicher ist das bei Mark Stoermer und Ronnie Vannucci an Bass und Schlag-zeug. Dafür sind beide brave Durch-schnittsmalocher, deren Gesichter man zwei Minuten nach Ende des Konzerts vergessen hat. Gut möglich, dass der anony-m bleibende Typ an den Keyboards, dessen Nichtzugehörigkeit zur Kil-lers-Stammbesetzung durch eine Absper-rung kenntlich gemacht wird, Hauptliefe-rant der massiven Klangwalzen ist.

Paradoxerweise schärft die Band ohne Eigenschaften ihr Profil genau dadurch, dass sie sich am Sound gesichtsloser Eu-rodisco-Sternchen der frühen Neunziger orientiert: Eintagsfliegen wie London-beat, Ace Of Base oder Eiffel 65 sind zwar zu Recht im Müllimer der Popge-schichte gelandet. Die Killers aber klau-ben aus dem Trash das für sie Geeignete und präsentieren sich als Meister der poli-erten Oberfläche. Das vermeintlich Ehr-liche, Erdige, das sie mit der interessan-ten Bruce-Springsteen-Mimikry ihres zweiten Albums „Sam's Town“ simulier-ten, war im Nachhinein betrachtet nur ein Ablenkungsmanöver.

Vielmehr sind die Killers gerissene Gaukler in der Meat-Loaf-Tradition: Aus billiger Lauge erzeugen sie schillernde Seifenblasen. Wenn diese zerplatzen, könnte aus den Killers womöglich noch eine große Band werden. Zum Ende der knapp 100-minütigen Tanzschaffe, die mit der paradigmatischen Hymne „When you were young“ noch mal auf die Emoti-onsdrüse drückt, inszeniert Las Vegas' be-kannteste Popgruppe mit Konfettikano-nen, Rauchpilzen und Funkenregen ein Finale, das auch in der Show-Metropole nicht popelig wirken würde.